Ueber den Ursprung der Naturpoesie.

§ 1. Verschiedene Ansichten über den Ursprung der Poesie.

Wenn Grimm, der hochgefeierte Sprachkenner, den Satz aufstellt: „das genie sprudelt wie ein Brünnlein an verborgener stelle und seine niedergänge und steige weiß doch niemand",[1]) so hat er hiermit die genialen Gedankenbildungen als ein ungelöstes Räthsel, als eine räthselhafte Schöpfung des Geistes aufgefaßt. Er versetzt uns hierdurch in jene ältesten Zeiten des Mythus, wo die Poesie als aus dem Götterschooß des Genius geboren und von der Gunst der augenblicklichen Begeisterung abhängig als ein Geschenk der Götter galt. Bei den alten Völkern, bei den Griechen wie bei den Deutschen, war die Dichtung zunächst ein heiliges Geschäft, eine göttliche Gabe und deshalb waren ursprünglich Dichter und Priester eine Person. Diese Periode der Menschengeschichte ist die Zeit der Kindheit, jener Bewußtlosigkeit des psychologisch-geistigen Entwickelungsprozesses, wonach man alles Erhabene und Unbegreifliche aus dem Schooße der Götter stammen lassen mußte. Hieraus geht aber offenbar hervor, daß man zu jener Zeit noch nicht eine Vorstellung hatte von jener seelischen Kraft, welche die einzelnen Vorstellungen bindet und festhält, von dem Gedächtnisse, von welchem Cimonides von Keos (geb. ungefähr 556 v. Ch.) zuerst Erwähnung thut, Plato (im Philebus) in weiterer Entwickelung als von einer „Rettung der sinnlichen Wahrnehmung (σωτηρία τῆς αἰσθήσεως) spricht und das Quintilian[2]) bereits als eine doppelte Kraft auffaßt, nämlich als die Kraft leicht zu fassen und treu zu behalten. Und doch ist es nur jene seelische Kraft, auf deren Grunde und durch deren Thätigkeit allein die Möglichkeit geboten ward, eine Gedankenverbindung aus dem Menschen selbst erklären zu können. Wegen dieses Mangels an psychologischer Erkenntnis glaubt auch der Dichter des grauen Alterthums[3]) sich in seinem Eigenthum beeinträchtigt und gefährdet, wenn das Gedächtnis eines anderen sich seiner Lieder bemächtigt hatte; der damalige Mensch kannte nicht jene Thätigkeitsform der Seele, wonach fremde Vorstellungen

---

[1]) Kl. Schriften II. S. 240.
[2]) Instit. orat. I, c. 3, 1.
[3]) Grimm, Deutsche Mythologie S. 803.

auch in legitimer Form aufgenommen werden könnten. Bei der allmäligen Geistesentwickelung der Menschheit wurde diese religiöse göttliche Auffassung der Poesie gebrochen und gelöst; aus der mythischen Vorstellungsweise vor dem göttlichen Ursprunge der Poesie ging man heraus, aus dem Genius des Gottes wurde der Genius des Menschen, aus der Ansicht von dem göttlichen Ursprunge der Poesie ging man über zu der Auffassung, daß die Poesie im Menschen selbst ihren Ursprung habe und hier ihre Schöpfung und Quelle finde in der Fantasie. Dies sind im allgemeinen die zwei großen und mächtigen Zeitalter und Perioden in der Geschichte der Poesie. Dort galt die Poesie als die Schöpfung einer Gottheit, welche der Menschheit durch dieses gnadenvolle Geschenk ihre hohe Liebe bethätigte, weshalb die Sänger die Lieblinge der Gottheit waren; hier als die Schöpfung einer Thätigkeitsform (Fantasie) des menschlichen Geistes, welcher die hohe Liebe lebensvoll wirkender Gottheit zu besingen berufen ist. Wenn früher sonach die Möglichkeit der Dichtung ihre Lösung fand in dem göttlichen Genius, so findet in der zweiten Periode dieses tiefe psychologische Problem und Räthsel seine Erklärung in der Muse menschlicher Fantasie. Doch hiermit sind nur in den gröbsten Umrissen die zwei in die Geschichte der Menschheit tief eingreifenden Entwickelungsphasen der Poesie gezeichnet. Weder in der einen noch in der anderen finden wir den wahren eigentlichen Ursprung der Dichtung. Tiefgebildete Männer der Gegenwart selbst, von großem Verdienst um die bisherige Aesthetik, wie Vischer, [4]) erklären die Fantasie selbst als ein Räthsel. Vischer erkennt die Nothwendigkeit an, sie metaphysisch zu entwickeln: „Allein das Räthsel der Fantasie kann nicht gefunden werden, wenn nicht zuerst metaphysisch entwickelt ist, wie hinter ihrem Schein eine Wahrheit liegt, wie im großen Ganzen sich allerdings verwirklicht, was sie als Einzelnes vorzaubert.“ Wenn aber der bei der ersten Entwickelungsperiode der Dichtung in die Gottheit gesetzte Ursprung der Poesie uns nicht befriedigen kann, so geht es uns ebenso bei der Auffassung, wonach in der zweiten Entwickelungsperiode der Dichtung der Ursprung derselben in der Fantasie des Menschen gesucht wird. Cohen sagt geradezu: „Die Phantasie ist eine falsche Kategorie, die Nichts erklärt, sie ist die moderne Muse.“ [5]) In der neuesten Zeit hat nun Buckle [6]) eine andere Ansicht aufgestellt. Er behauptet, daß alles Produkt der allgemeinen Verhältnisse sei, „der allgemeinen Gesetze, denen die besonderen Gesetze in ihrer Gesammtthätigkeit gehorchen müssen.“ Somit sind nach ihm die Dichtungen von Natureinflüssen abhängig, so daß die besondere Art des Klimas die dichterische Fantasie erzeugt, erschreckende Naturerscheinungen die Fantasie aufregen und eine poetische Literatur hervorbringen. [7]) Buckle schließt hieran auch die Bemerkung, daß „kein Dichter außer Dante und Shakespeare eine erhabenere und kühnere Fantasie gehabt habe, als Newton.“ Wir erkennen klar, daß Buckle der Poesie einen realistischen, auf der Natur, auf Naturerscheinungen

[4]) Vischer, Aesthetik I S. 145.

[5]) Lazarus u. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychol. u. Sprachw. V, 399.

[6]) Geschichte der Civilisation in England, übers. v. Ruge und Ritter, I, S. 103 ff.

[7]) Vergl. Cohen, Die dichterische Phantasie u. der Mechanismus des Bewußtseins. S. 14. ff. Dieser vorzüglichen inhaltsreichen Schrift verdanke ich zugleich die erste Anregung zu dieser Abhandlung.

und Naturobjekte begründeten Ursprung zuweist. Doch werden wir immer fragen müssen, wie unterscheidet sich die Fantasie eines Dante und eines Tirso de Molina, von Männern also, die in Italien und Spanien gelebt haben, in Ländern, die fast unter denselben geographischen Breitengraden liegen, fast dieselben klimatischen Verhältnisse und Naturerscheinungen, wie Erdbeben und vulkanische Ausbrüche aufweisen, ja wie unterscheidet sich die Fantasie der vier berühmten spanischen Dramatiker: Lope de Vega, Tirso de Molina, Alarcon und Calderon unter einander, zumal jene sogar bestimmte hervorstehende unterschiedliche und charakteristische Eigenthümlichkeiten haben. Unter dem nämlichen jonischen und italischen Himmel, wo der griechische und römische Geist in großartiger Weise sich entfaltete, ist er auch verwelkt und untergegangen. Dieser Verfall der Nationen unter dem nämlichen Himmel, unter welchem sie zur Blüte reiften, beweist, daß ihre Entwickelung nicht von diesem allein abgeleitet werden darf. Auch die Entwickelung der Thier- und Pflanzenwelt ist nicht wesentlich von Licht Wärme Luft und Boden abhängig, sondern je nach seiner Artbestimmtheit durch die materielle Beschaffenheit, durch die chemische Mischung des Zeugungsstoffes, durch den organischen Keim bedingt. Die Natur gestaltet den Geist nicht, aber der Geist entwickelt sich je nach der Anregung, die er von der Natur erhält. Deshalb scheint diese realistische Anschauungsweise Buckle's durchaus nicht stichhaltig. Es muß zugegeben werden, daß die Fantasie des Menschen zwar abhängig ist von Natureinflüssen, aber niemals darf eingeräumt werden, daß sie durch dieselbe erzeugt wird.

So hätten wir zunächst schon drei Ansichten über den Ursprung der Poesie mitgetheilt. Die erste Ansicht, welche das graue mythische Alterthum vertritt, trägt einen übernatürlichen, transcendentalen Charakter. Die Ansichten der Neuzeit gliedern sich in zwei Richtungen ab. Nach der einen Richtung gilt die Fantasie als die Quelle der Dichtung; diese Richtung trägt einen immanenten Charakter. Nach der anderen Richtung gilt die Natur (d. h. die Naturobjekte und Naturerscheinungen) als Grundlage der Poesie; diese Richtung trägt einen realistischen oder naturalistischen Charakter. Alle drei Ansichten enthalten in sich eine gewisse Wahrheit, keine einzige Ansicht aber zeigt uns den wahren eigentlichen Ursprung der Dichtung und den Prozeß, durch welchen der poetische Gedanke in dem Menschen ersteht und erzeugt wird. Es steht fest, daß die verschiedensten Völker ihre Dichtung und Weisheit ursprünglich in kräftigen Naturbildern, sinnreichen Gleichnissen und Allegorien, die auf dunkleren Vorstellungen beruhen, verborgen haben. Daher kam es, daß die sagen- und mythenhaften Dichtungen der ältesten Völker so viele Jahrhunderte hindurch unerkannt geblieben sind, bis man endlich in der neuesten Zeit in sehr vielen wenigstens den wahren Hintergrund und Kern derselben erforscht und gefunden hat. Diese einheitliche Thatsache kann doch nicht bei den verschiedenen Völkern erklärt werden durch Natureinflüsse, zumal dieselben ja in den verschiedensten Ländern und Zonen unterschiedlicher Natur sind. Hiermit stehen wir auf dem Punkte eingestehen zu müssen, daß die Dichtung mit allen anderen Kulturgattungen einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben mag.

In der That weht dieser Gedanke, daß ein gemeinsames Gesetz allen Gedankenschöpfungen des Menschen zu Grunde liege, von dem primärsten Ausdruck des einfach-natürlichen Sprachlautes bis zur kunstvollen genialen Darstellung der erhabensten Ideen als Ahnung durch alle

Menschenzeiten hindurch. Schon im griechischen Alterthum finden wir von Aristoteles [8]) mit Bestimmtheit die Meinung ausgesprochen, daß die Poesie ihren Ursprung habe in dem dem Menschen angeborenen Nachahmungs- und Lerntriebe und Plato ordnet die Kunst bereits den allgemeinen Gedankenbildungen unter. Obwohl aber diese Auffassung der Poesie und Kunst unter den Charakter der Naturnachahmung und der allgemeinen Gedankenbildungen einen Fortschritt gegenüber der ältesten allgemein verbreiteten Ansicht von dem göttlichen Ursprunge der Poesie bezeichnet, so giebt uns dieselbe dennoch noch nicht eine befriedigende Aufklärung über das Wesen der Dichtung; erst beide Ansichten auf psychologischem Grunde zu einer harmonischen Einheit verschmolzen werden uns zu dem wahren Ursprunge der Poesie führen. Wenn der Dichter den begrenzten Kreis des Baumes zu einer unendlichen Sphäre fühlender Wesen erweitert oder, wie Heine sagt, „von seinem Pflanzenthum erlöst, zur Seele emporgeküßt hat" oder wenn Petöfi die alte Erde „mit den jungen Strahlen der Sonne" spielen läßt, die sich liebkosend einander in Wonne Küsse geben, daß Strom, Thal und Berge heiß ist „von der Gluth der Küsse, die überall glühen", so müssen wir nach dem Grunde forschen, nach welchem der Dichter Dinge und Verhältnisse denkt, die nicht vorhanden sind oder wenigstens in der Weise nicht vorhanden sind, in der sie derselbe denkt. Hierbei gelangen wir zunächst zu einer Frage rein psychologischer Natur, zu der Frage von der Einheit des Bewußtseins.

§ 2. Einheit des Bewußtseins.

Wenn wir einen Baum erblicken und als solchen erkennen, so hat dies darin seinen Grund, daß sich die bereits in unserem Bewußtsein vorhandene Vorstellung eines Baumes mit der neuen Vorstellung verbindet, welche die einzelnen zu der Vorstellung Baum nothwendigen Theile im Bewußtsein weckt. Die schon vorhandene Vorstellung, welche aus denselben wesentlichen Elementen zusammengesetzt war, bildet das apriorische Element d. h. die psychologisch frühere Vorstellung; die jetzt von neuem aufgenommene Vorstellung bildet das aposteriorische Element d. h. die psychologisch spätere Vorstellung. Aus beider Verbindung oder schärfer gesagt, aus der in der Seele des Menschen vorhandenen alten Vorstellung und der wiederholten Anschauung des Objektes entsteht die wieder ins Bewußtsein gelangte neue Vorstellung eines Baumes. Dies ist die einfachste und niedrigste Art der Vorstellungsbildung; hier tritt eine völlige Verschmelzung der alten und neuen Vorstellung ein. Sind aber die Anschauungselemente nicht derselben, sondern verschiedener Natur, so kann eine völlige Verschmelzung nicht stattfinden. Haben wir in einem Zimmer einen runden Tisch gesehen und sehen wir ebendaselbst einen viereckigen, so hindern und hemmen diese ihrer Form und Gestalt nach unterschiedenen Gegenstände eine völlige Vereinigung zu einer Vorstellung. Wir müssen die accidentellen ungleichen Merkmale, welche den runden von dem viereckigen Tisch unterscheiden, sondern. Deshalb nennt das Kind in diesem Falle zunächst den viereckigen Tisch, sobald es ihn sieht, nur einfach Tisch. Die neue Vorstellung der viereckigen Form wird von der alten apriorischen Vorstellung angeeignet oder appercipirt. Hierdurch ensteht in unserem Bewußtsein eine völlig neue Vorstellung.

---

[8]) Aristot. Poet. c. 4.

Je oberflächlicher die frühere apriorische Vorstellung in unserem Bewußtsein haftet, desto unsicherer und unzuverlässiger wird auch die spä ere aposteriorische Vorstellung sein. Je fester aber die apriorische Vorstellung im Bewußtsein sitzt, desto mehr ist sie im Stande, neue Anschauungsobjekte selbst bei geringer Gleichheit der einzelnen verschmelzbaren Elemente in den Vorstellungskreis schnell und kräftig anzuziehen. Hierauf beruht die Möglichkeit der vielen unzähligen neuen Vorstellungen, Verflechtungen und eigenen Complexionen im Bewußtsein des Menschen. Dieser Akt und Prozeß der Vorstellungsbildung geschieht nicht willkürlich, diese normale Erzeugung neuer Vorstellungen ist eine psychologische Nothwendigkeit. Wir müssen uns zwingen den Baum Tisch zu nennen und umgekehrt; wir fühlen, daß diese Vorstellungen der Anschauung widersprechen und derselben inadäquat sind. Demnach erzeugen wir neue Vorstellungen auf Grund früherer apriorischer Vorstellungen. Das ist das allgemein psychologische Gesetz, das für alle Vorstellungen gelten muß. Dies ist der erste einfachste Akt der Vorstellungsbildung. Deshalb muß auch hier die Sprache als das sichtbare oder hörbare Mittel zur Mittheilung der Vorstellungen die primärste einfachste Form annehmen. Hiermit aber ist der Vorstellungskreis des Naturmenschen nicht geschlossen; es ist nur der Anfang, der zur weiteren Entwickelung führt.

§ 3. Auffassung der Poesie ihrem Ursprunge nach.

Der Naturmensch findet sich von der Natur und andern Menschen umgeben und von beiden abhängig. Durch die Reihe von Jahren hindurch wird er gewöhnt diese Abhängigkeit als einen natürlichen Zustand zu ertragen. Mit dem Wachsthum der physischen und psychischen Fähigkeiten des Menschen offenbart sich jedoch immer mehr der Trieb zur Ausbildung seines Ich. So entwickelt sich, gestützt auf das natürliche Selbstgefühl, gestärkt durch Kraftgewinn, allmälig das Selbstbewußtsein, bald klarer und bald dunkler, je nach der verschiedenen Bildungsstufe des Menschen, aber immer begleitet von einem Gefühl, das sich in dem Streben nach Fortschritt und Selbstständigkeit äußert. Dieses Ringen und Kämpfen, aus dem Zustande der Abhängigkeit sich herauszuarbeiten, bekundet sich zunächst in dem natürlichen unbewußten Streben, bei Anhäufung der Anschauungsgegenstände im Bewußtsein derselben sich zu bemächtigen, wobei die Gedächtnißkraft den unterstützenden Faktor bildet. Während man früher die Anschauungsgegenstände, so den Baum von dem Tische mit ihren nicht verschmelzbaren Bestandtheilen und Merkmalen nur als ein Ganzes unterscheiden lernte, gesellen sich allmälig andere Vorstellungen hinzu. So zu „Baum" die Vorstellungen: pflanzen, wachsen, blühen hinwelken; mit der Vorstellung „Stern" verbinden sich die Vorstellungen: glänzen, schimmern leuchten; mit der Vorstellung „Mensch" die Vorstellungen: geboren werden, wachsen, denken, fühlen, träumen, schlafen, sterben. Bei der Aneignung dieser neuen Vorstellungen müssen die apriorischen Vorstellungen: Baum, Stern, Mensch schon vorhanden sein; jene apriorischen Elemente bilden sonach die Grundlage zu diesen neuen posterioren Vorstellungen. Dies ist der zweite posteriore Akt, die zweite spätere Stufe der Vorstellungsbildung. Auf dieser zweiten Stufe werden somit nach Maßgabe unseres Bewußtseins von bestimmten einzelnen Gegen-

ständen (Mensch, Baum) adäquate Vorstellungen (träumen, trauern; blühen, welken) gebildet. Hiermit haben wir zugleich den Anhaltspunkt für den Anfang der Poesie. Der Mensch beginnt mit Gegenständen bestimmte Vorstellungen zu verbinden, die denselben ihrer Natur nach zukommen und angemessen sind. Dieses auf dem menschlichen Bewußtsein, auf der sinnlichen Anschauung ruhende Thätigkeitsverfahren begründet eine kombinatorische Thätigkeit des Geistes. Diese Thätigkeit des Geistes aber ist eine schaffende, bildende, dichtende, kurz: Poesie (ποίησις, das Dichten, Bilden, Schaffen). Durch diese Erweiterung des Vorstellungskreises muß natürlich auch die Sprache aus ihrer einfachen Form heraustreten, es beginnt hiermit die Entwickelung der Sprache und der sprachlichen Form. Diese weitere Entwickelung erfolgte durch eigentliche Neubildungen oder durch Weiter- und Umbildungen der Wörter, wozu hauptsächlich größere Kulturbewegungen, geschichtliche Ursachen oder auch kleinere Ereignisse beitragen. Der Uebergang eines Wortes aus einem Gebiete in ein anderes hatte seinen Grund einerseits in der Armut des menschlichen Sprachvermögens gegenüber der ungeheuren Masse der Erscheinungen, andererseits in dem Uebergehen und in der Wandelung der Dinge selbst infolge der Wechselwirkungen und der wechselseitigen Verhältnisse. Der menschliche Verstand wurde bald von der Oberfläche auf das Innere, von den Körpern auf das in ihnen Verborgene geführt. Sobald die Wortbildung nicht mehr ausreichte, war man gezwungen, den einzelnen Wörtern neben ihrer sinnlichen Bedeutung jetzt einen uneigentlichen Werth beizulegen. So erfolgten Uebergänge aus dem einen Gebiete der Sinnenwelt in eine andere. Von der Sinneswahrnehmung ging man über zu mechanischen Bewegungen. So Schall Licht identisch mit Bewegung. Von der Sinneswahrnehmung erfolgte der Uebergang auf das sinnliche Lebensgefühl. So „grün" von den Pflanzen, vom Holze, vom Fleische, d. h. lebendig, frisch. Wir finden dann Uebergänge aus der Sinneswelt in die Geisteswelt. So weisen die Hilfszeitwörter: mögen, sollen, müssen, dürfen, können in ihrem Ursprunge, der in das tiefste Alterthum zurückgreift, auf ein sinnliches Element hin. Auch Uebergänge innerhalb der geistigen Sphäre auf ein anderes geistiges Gebiet vollziehen sich. Allmälig erweiterte oder verengerte sich die Begriffssphäre, die Bedeutungskraft wurde geschwächt, die Bedeutungsweise geändert. [9]) Die Vorgänge sind hier nur feiner und unscheinbarer. Die formalen sprachlichen Beziehungen sind meist nur allgemeiner Natur, so daß auf dieser Stufe das Personenverhältniß noch nicht ausgebildet erscheint und die unbestimmten Formen wie die Infinitive und Partizipialformen eine vorherrschende Geltung haben. So haben in den Dichtungen der Inder Formen wie: Sûrjakôti samâb'âsô vidyuǵǵyôtih sama prab'ah = Sonnen Milliarden gleichen Glanz habend, Blitzglanz gleichen Schimmer habend, nichts ungewöhnliches. Wir müssen bekennen, daß die Menschheit auf dieser zweiten Stufe der Vorstellungsbildung, obwohl sie einen bedeutenden Fortschritt in der Entwickelung des menschlichen Vorstellungsvermögens beurkundet, dennoch in dem Kindheitszustande sich befinden mußte. Auf das Kind übt die Natur den höchsten Einfluß, deshalb jene Liebe und Sehnsucht des einzelnen Menschen zu und nach der Natur, zu dem Boden, auf welchem er seine Kindheit verlebt hat. Derselbe Fluß und See, dieselben Berge,

---

[9]) Lazarus u. Steinthal, Zeitschr. I, S. 361. ff.

Thäler und Felsenabhänge, dasselbe Himmelsblau, alles das, was den Menschen als Kind angezogen, ihm als seine liebsten Ruhesitze galten, sein Herz erquickt und seinen Sinn erhoben hat, bleibt auch während der übrigen ihm beschiedenen Lebenstage in seiner Seele fest haften. Alles dies hat sich mit den Vorstellungen seiner Seele gleichsam vermählt und bildet für ihn ein ewiges Geschick. Was aber von allen Menschen als Einzelwesen gilt, das müssen wir auch folgerecht bei Völkern, ja bei der Menschheit überhaupt gelten lassen.

Wie das Kind, so befand sich auch die Menschheit auf dieser zweiten Entwickelungsstufe noch in dem Zustande der Kindheit. Wie das Kind, so liebte auch die Menschheit in dem damaligen Zustande die Natur; wie das Kind, so sehnte sich die damalige Menschheit hinaus in die freie Natur mit ihren Bergen und Felsen, ihren Wäldern und Seen. Deshalb bringt die Menschheit in ihrem Kindheitszustande, naiv wie die Natur und das Kind, ihre sprachlichen Formen und Gestalten hervor; sie hat noch keine großen von gereifter Geistesbildung durcharbeiteten Gedankenreihen und doch ist sie gedankenvoll; sie spricht ohne Gelehrsamkeit und Absicht, dennoch ist ihre Form lebensvoll und kräftig; sie stammelt gleich dem Kinde und der Natur in ihrer Zerrissenheit und doch ist sie beredt. So entquoll die Unmittelbarkeit und Frische der Natursprache, so sprach der Mensch das aus, was bereits in seinem Herzen lebendig war, bereits auf seinen Lippen schwebte; so übertrug er dasjenige, was sein Gemüt ergriffen, seine Seele in höheren Schwung gesetzt hat, auf die Sprache; er bildete jene Musik des Tones, die sich bei erregtem Gefühl unwillkürlich hervorarbeitet, aus und verschmolz sie mit dem Worte zu lebendiger Einheit. Der Mensch, angeregt durch die Natur und ihre Erscheinungen, begann seine Vorstellungen, sein Inneres nach Außen hin durch eine sinnvolle lebendige Sprache wiederzugeben, seine inneren Bilder zu äußeren Bildern zu gestalten d. h. zu bilden, zu dichten. Dies war die ursprüngliche That des dichtenden Geistes; dies ist die sinnlich-elementare Stufe der Poesie.

Somit hat die Poesie auf ihrer ersten Stufe nicht ihren Grund in der Fantasie als einer schaffenden Kraft, einer wunderbaren Fähigkeit oder Operation der Seele, sondern sie ist auf Grund der durch die Anschauung erzeugten oder erregten apriorischen Vorstellungen, des ersten Prozesses der Vorstellungsbildung, aus dem ganz normalen Prozeß individueller Vorstellungen und Anschauungen erwachsen, die als allen gemeinsam angehörend erkannt und empfunden worden. So beruht die Poesie ihrem Ursprunge nach in einem gemeinsam einheitlichen Grunde, in einem dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsamen sich allmälig entwickelnden Prozesse der Seele oder des psychischen Lebens. Die vorhandenen reichhaltigen Anschauungen und Vorstellungen werden zu appercipirenden Massen, welche Inhalt und Form des künftigen geistigen Stoffes gestalten. In ihnen liegt die Möglichkeit begründet, Vorstellungen zu bilden, welche den Einfluß der Natur und der Naturerscheinungen auf den Menschen zu regeln und zu leiten im Stande sind. Daraus entwickeln sich allmälig die herrschenden Anschauungen und Vorstellungen. So werden durch die unaufhörliche Bewegung der Vorstellung endlich Elemente geistigen Lebens zu Stande gebracht und erzeugt, welche zur weiteren geistigen Förderung und Fortentwickelung des Naturmenschen behilflich sind. Hiermit haben wir aber auch zugleich die Basis gefunden, woraus sich die Fortentwickelung der Poesie erschließt.

§ 4. Die Naturpoesie in ihrer Fortentwickelung.

Die Prozesse der Apperceptionen und Verschmelzungen lassen sich in den großartigsten Zügen in der Mythologie und Sage verfolgen. Die Veränderungen, welche die Sage im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, stellen zugleich die Entwickelungsgeschichte des Menschengeistes in anziehender Weise dar. So hat sich der gesammte Sagenschatz der sanskritischen Völker aus einem Keime entwickelt. Jedes Volk hat seine Religion. Der Kultus ist eine mimische Sprache, in der sich die Kraft des Menschengeistes zeigt, religiöse Gedanken und Handlungen symbolisch darzustellen. In Sage und Kultus aber finden wir die ersten Elemente der Dichtung. Wort, Geist und Musik sind von der echten Naturpoesie unzertrennlich und die mündliche Ueberlieferung ist zunächst ihre Mutter und Pflegerin zugleich. Die heutige mythologische Wissenschaft hat aber auf das klarste und bestimmteste dargethan, daß die sagenhaften Dichtungen des Alterthums den Charakter der Allgegenwärtigkeit und Gleichartigkeit tragen. Die vergleichende Sprachforschung hat gefunden, daß der Naturvorgang in den verschiedenen Ländern unter geringen Abweichungen derselbe ist. Dieser Naturvorgang, der wieder in dem der ganzen Menschheit gemeinsamen Prozesse des geistigen Lebens wurzelt, gilt sonach als der gemeinsame Grund jener vielen in den Hauptpunkten übereinstimmenden Dichtungen, welche in eine Zeit zurückgreifen, wo wir die Völker noch im Zustande der Naturbildung und somit auf der Kindheitsstufe antreffen. So beweist die komparative Mythologie auf Grund der Etymologie, daß die Naturerscheinung „der Kampf des Frühlings mit dem Winter" in den Dichtungen verschiedener Völker wiederkehrt. Nach der dänischen Mythe erlegt im Zweikampf Orwandill (König von Norwegen), der Strahl des Frühlingsgewitters, Kollr, den kalten Winter, der aus Norwegen kommt, im frühlingsgrünen Gehölze und führt die schöne Gerutha (die ihm den Hamlet gebar), die grünende Saat, als Braut heim.[10]) Die Jahreszeiten werden hier als Personen, als Gottheiten gedacht, der Wechsel derselben als ein Kampf. Wir merken und fühlen aus dieser Dichtung, wie die Poesie bereits aus ihrer ursprünglichen einfachen Vorstellungsbildung herausgetreten und in einem Fortentwickelungsstadium begriffen ist. Schon haben sich jetzt die Vorstellungen in Anschauungsbilder verwandelt und der dichtende Mensch nimmt dieselben als Operationsbasis gegen die Natur auf. Neuer hochwichtiger Vorstellungen hat sich der Mensch bemächtigt, sein Vorstellungskreis hat sich um zwei bedeutende Momente erweitert. Der Mensch hat die Persönlichkeit, die der Gottheit und Menschheit allein zukommt, den Naturobjekten und Naturerscheinungen gegeben und seinen Vorstellungen Geschlecht verliehen. Der Mensch beginnt hier somit das Personen- und Geschlechtsverhältniß ins Auge zu fassen. Während er früher alles in der Natur unterschieds- und geschlechtslos gleich einem Kinde auffaßte, beginnt nun die Natur für ihn Leben zu gewinnen; sie wird für ihn eine belebte Persönlichkeit mit dem bestimmt scharf abgegrenzten Geschlechtsunterschiede. Wie das Kind, behandelt der Naturmensch die Natur; überall in ihr findet er handelnde und empfindende Wesen. Der Mond, die Sonne, die Wolken, der Blitz, der Donner,

---

[10]) Wilh. Mannhardt, Götterwelt, I, S. 260.

alles dies erscheint dem Naturmenschen belebt und beseelt, theils mit männlichem, theils mit weiblichem Charakter. So wird bei den Griechen der Mond als Mädchen, bei den Germanen als Mann, die Sonne bei den Germanen und bei den Griechen als Mann aufgefaßt. Hierdurch mußten auch die Personen- und Geschlechtsunterschiede deutlicher hervortreten und sich sondern. Der Mensch mußte aus seiner Neutralität heraustreten und ein neues frisches kräftiges Leben mußte sich auch in der Sprache durch ihn bilden und gestalten. Durch die Unterscheidung der Geschlechter aber wird, wie Jacob Grimm [11]) so richtig hervorhebt, mit dem glücklichsten Griff in alle Lagen Regel und Klarheit gebracht. Diese Lagen sind aber hier nicht Verhältnisse des Kasus und Numerus, also grammatisch-formaler Natur, sondern sie tragen einen psychologischen, auf Anschauungen beruhenden Charakter. Die Personen- und Geschlechtssetzung der Natur ist ein reines Werk des bildenden Geistes, beruhend auf psychischen Prozessen, fußend auf apriorischen Vorstellungen, auf einem einheitlichen gemeinsamen Lebensgrunde der Menschheit, hervorgegangen aus dem Bedürfnis der Menschheit ihrem bunten Vorstellungschaos Leben Gestaltung und verständlichen Ausdruck zu geben. Diese Entwickelungsstufe der Poesie bekundet einen gewaltigen Fortschritt. Durch bestimmte Naturanschauungen werden bestimmte Vorstellungen je nach dem geistigen Zustande des Betrachters hervorgerufen, Erinnerungen an eigene und fremde Erlebnisse werden geweckt und reproduzirt. So ist die Verschiedenheit der Apperceptionsmasse ein Hauptgrund für die großartige Mannichfaltigkeit der Anschauungen. Doch ist der Prozeß der Apperception ein allmäliger, so daß verschiedene Grade derselben je nach ihrer Festigkeit sich bilden. Auf der weiteren Stufe des geistigen Fortschrittes entfaltet die kombinirende und determinirende Einbildungskraft ihre volle Thätigkeit. Somit erhalten die immer wiederkehrenden Naturerscheinungen einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Person. Hierdurch ist der Schlüssel gegeben zu dem weiten großartigen Fortschritt der Poesie, welcher, wie ein geistreicher Schriftsteller, Wilhelm v. Humboldt, hervorhebt, in dem „Einbildungsvermögen der Sprache", aber zugleich auch in dem ursprünglich kindlichen Verhältnisse des Menschen zu der Natur, in den hierdurch geweckten Vorstellungen und in der darauf erfolgenden Kombinirung derselben seine Erklärung findet.

Diesen großartigen geistigen Fortschritt zeigen in auffallender Weise die verschiedenen Mythen vom Gewitter bei den Indern Griechen und Germanen.[12]) Im Rigweda erscheinen zwei verschiedene Anschauungen vom Gewitter. Die einfachere und vielleicht die ältere sieht im Gewitter das Walten eines mächtigen Gottes, der mit seinem Samen die Erde befruchtet, vor dessen gewaltigen Geschossen aber auch alle Kreatur bebt. „Auch der Schuldlose zittert vor dem Spender des Regens, wenn Parjanya donnernd die Uebelthäter trifft." Hier ist das Gewitter von der fruchtbaren und furchtbaren Seite aufgefaßt. Hieraus wird klar, wie eine Göttin, die ursprünglich eine Gewitterwolke ist, eine Göttin der Erdfruchtbarkeit wird und wie

---

[11]) Jac. Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache S. 48.

[12]) Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern v. Dr. Berthold Delbrück, in der Zeitschr. von Lazarus u. Steinthal, Bd. III, S. 266 ff. Benfey, Or. u. Occ. I, 2, 216.

die nämliche Gewitterwolke, von der feindlichen Seite aufgefaßt, die Göttinnen der Rache, die Erinnyen erzeugt, welche die Uebelthäter treffen. Doch schon im Rigweda begegnen wir einer veränderten Anschauung. Das Gewitter ist hiernach nicht mehr die Kraftäußerung, die Wirkung Eines mächtigen Gottes, sondern der Kampf zweier feindlichen Mächte. Indra, der Blitzschleuderer, schlug mit dem Keile den Ahi (die Schlange) und öffnete die Wasser; „gleich brüllenden Milchkühen flossen eilig die tropfenden Fluten hinab zum Meere." Als Indra und Ahi mit einander kämpften, für alle Zeiten siegte da der Mächtige." Aus der Naturanschauung entwickelt sich somit allmälig eine Poesie, die an einen bestimmten Ort, an eine bestimmte Zeit, an bestimmte Personen geknüpft ist. Indra hat hier gesiegt für alle Zeiten. Die Erscheinung ist nicht wiederkehrend, sondern nur einmalig. Ort und Personen sind noch im Werden begriffen. Als Ort wurde noch der Himmel betrachtet; doch findet bald schon eine Aenderung und Entrückung statt. „Du Indra schlugst in Stücke diesen großen Berg." „Die Grotte, die die Wasser eingeschlossen, den Vritra (Verhüller, Schlange) schlagend, hat er (Indra) sie geöffnet." Die Wolken, die als Berge und Grotten gedacht werden, weisen uns schon den Weg vom Himmel herunter. Die Wolken erscheinen hier als riesengroße Schlangen. Der Kampf im Gewitter ist ein furchtbarer. Auch in der griechischen und nordischen Sage zeigt sich uns dies. Zeus flieht vor Typhon und Odhin sinkt vor dem Fenriswolf zusammen. Ein sich an diese Kämpfe anschließender Mythos, in dem die Gewitterwolke noch in einer neuen Gestalt auftritt, ist der Mythos von dem Kampfe Bellerophons mit der Chimära. Chimära ist ein grausiges Ungethüm, erzeugt von Typhon und Echidna. Es ist Chimära nur das, was der vedische Sänger den erstgebornen der Achis nennt. Hierzu tritt der Mythos von dem fabelhaften Thiere Pegasus. Schon aus Hesiod[13]) geht hervor, daß Pegasus die Donnerwolke ist. Aus der Donnerwolke strömt der Regen; in Korinth war eine Quelle der Artemis, wo das Wasser durch den Huf des Pegasus strömte.[14]) Zu der Vorstellung der Donnerwolke als Roß scheinen zwei Anschauungen geleitet zu haben: Der Hufschlag des Rosses (Donner) und die Schnelligkeit des Rosses, gleich der im Winde getriebenen Wolke. Auch Lenau besingt die Wolken als Rosse, die „des Himmels hallendes Revier im Donnerlauf durchsprengten." So sehen wir das Gewitter dargestellt als den Kampf zweier Mächte, eines Gottes mit einem Wolkendämon. Der Dämon offenbart sich in der feuerschnaubenden Chimära. Die Vorstellung der Wolke aber als Gottheit ist bereits gelöst; aus einer Gottheit im Himmel hat sich ein Heros auf Erden herausentwickelt. Noch erscheint das Besteigen des Pegasus als ein Wunderwerk, da Athene dabei mithelfen muß, wie Pindar[15]) erzählt. In einer lokalen Sage wird an Stelle des Kampfes mit der Chimära von einem Kampfe mit einem wilden Eber berichtet.[16]) In den Vedas heißt die Wolke geradezu varâho = Eber. So lesen wir,[17]) daß Indra den Eber schlug die Lanze schleudernd. Die leuchtenden Blitze am dunkeln

---

[13]) Hesiod, Theogonie 280.
[14]) Pausanias II, 3, 5.
[15]) Pindar, Olymp. 13, 63 ff.
[16]) Preller, II, 79.
[17]) R. V. I, 61, 7.

Körper der Wolke gaben wol Veranlassung, die Wolke als einen riesigen Eber mit glänzenden Hauern aufzufassen. Hiermit steht in Verbindung der Mythus von Meleager, der den Eber mit der Lanze durchbohrt, aber in Folge der Jagd den tödtlichen Haß der Mutter erweckt. Der Blitz erscheint in diesem Mythus in dreifacher Apperception: als Lanze des Meleager, als Hauer des Ebers und als Fackel. Zu dieser griechischen Sage verbinden sich deutsche Sagen. Die Sage berichtet von einem wilden Jäger, der in den Wolken jagt und infolge der Jagd sterben muß. Den Wolken- oder Bergdämonen vergleichen sich in der germanischen Sage am nächsten die Bergriesen, die Thor mit seinem Hammer bekämpft. Dem Kampf des Zeus mit Typhon stellen sich in den griechischen Riesenmythen die Gigantenmythen zur Seite und die Aloiden, welche den Pelion auf den Ossa thürmen, um den Himmel zu erobern. Wir dürfen nur statt „Pelion und Ossa" das ältere „Wolken" zu setzen, um zu sehen, wie Wolke auf Wolke sich thürmt, um vom Horizont aus den Himmel zu ersteigen. Wir haben auch hier den Kampf des Blitzgottes mit den Wolkenbergen. Die Wolken haben ursprünglich auch die Waffen des Blitzes. Wenn in der Poesie von Bergen, die Feuer als ihre Waffen haben, gesungen wird, so begreifen wir diese als feuerspeiende Berge. Hierdurch ist eine von dem ursprünglichen Schauplatz verschiedene Lokalisirung und eine gänzliche Umgestaltung der Göttererscheinung herbeigeführt. Mit der Zeit entwickeln sich hier noch andere Vorstellungen. Die Wasser der Wolken werden im ältesten Indischen sehr häufig Frauenzeugerinnen genannt.[18]) Wir finden oft die Vorstellung, daß Vritra die Wasser festhält, Indra sie aus seiner Gewalt befreit, indem er den Verschluß der Wolke mit dem Blitze öffnet, d. h. in andern Sagen: Ein böser Drache hat die Jungfrau in seiner Gewalt, ein Held tödtet den Drachen und befreit die Jungfrau. Die Jungfrau befindet sich hiernach in der Wolke oder (nach dem Indischen synonym) im Berge. Die menschliche Einbildungskraft versetzt dann die Jungfrau auf oder an den Felsen. Somit haben wir die Geschichte von Perseus und Andromeda: Eine Jungfrau an einem Felsen, ein Drache sie bewachend, ein Held sie befreiend. Diese Vorstellungen erforderten eine weitere Begründung, daher ward noch hinzugefügt: eine wunderschöne Jungfrau, die Liebe zu ihrem Befreier, die Beleidigung der Götter von Seiten der Eltern und die Tochter als ein Sühnopfer. Der Blitz, mit dem die Wolke gespalten wird, ist hier das Schwert des Perseus; in andern deutschen Sagen sehen wir den Blitz als Blume. Es werden eine Anzahl Pflanzen als Verkörperungen des Blitzes angesehen, so Farnkraut, Hasel, Schlüsselblume, Springwurzel, Eberesche. Diese Auffassung erklärt sich dadurch, daß der Blitz als Drehstab des himmlischen Feuerzeuges oder als herabgefallene Feder des blitztragenden Vogels angesehen wurde. Es ist bekannt, daß der Besitz des indogermanischen Urvolkes Rinderheerden gewesen sind. Der Regen, für die Weide höchst ersprießlich, war auch hauptsächlich für sie der Segenspender. Deshalb wird das Naß der Wolken bezeichnet als „das schatzreiche Gut", „das Meer der Schätze", Indra oft als der Herr der Schätze. Auch der Vritra hütet die Wolkenschätze. Dieser Wolkenschatz, diese Wolkenberge, die Jungfrau, die thürenöffnende Blume sind die Elemente vieler deutschen Poesien.

---

[18]) Vgl. Kuhn, Zeitschr. 8 I, 457.

In enger Beziehung stehen hiermit die Mythen in Bezug auf die Unterwelt und das Todtenreich. Die alten Mythen erzählen uns, daß ein Wolkengott hinter einer Wolkengöttin hereile und mit ihr unter der Erde verschwinde, daß aber auch oft dieser Gott oder diese Göttin mit der Schnelligkeit des (Wolken) Rosses wieder in die Höhe steige, d. h. eine Gewitterwolke, die man an der Stelle, wo die Erde und das eherne Himmelsgewölbe sich berühren, hervorquellen sah, schien unter der Erde hervorzukommen und die vom Winde getriebene Wolke, die endlich hinter dem Horizont verschwindet, schien unter die Erde hinabgeeilt zu sein. Der Wohnsitz dieser Götterwesen schwankte somit zwischen Himmel und unterirdischem Wohnsitz. Die Lokalisirung vollzieht sich erst durch den Einfluß anderer Wesen. Unsere Vorfahren meinten von einem eben erst Gestorbenen, seine Seele sei in die Luft entflohen. Die Windgötter der Vedas, die Maruts, sind die Seelen der Verstorbenen. Diese Seelen treiben ihr Wesen mit den Wolken. Statt der Wolkengötter, die unter die Erde getrieben werden und wieder unter ihr hervortauchen, haben wir jetzt die Seelen der Verstorbenen, die unter die Erde geleitet werden. Darum giebt ein neugriechisches Volkslied auf die Frage, warum die Berge dort schwarz und düster stehen, die Antwort, weil Charos es ist, der über sie mit den Verstorbenen zieht. In den griechischen Mythen wird mit der Seele eine Menge anderer himmlischer Erscheinungen in die Unterwelt lokalisirt mit Wechsel des Ortes und der Motive. Die Danaiden sind ursprünglich die „Durchströmenden", die Wolkenmädchen des Himmels, die Heine „die formlos grauen Töchter der Luft" nennt, die aus dem Meere das Wasser schöpfen, es mühsam schleppen und wieder ins Meer verschütten. Aus Aristophanes ist die Vorstellung der Wolke als eines Siebes bekannt. Das Rad Ixions ist das Sonnenrad, der Styx ist ursprünglich eine Tochter des Wolkenmeeres. Der Pluto der Griechen hat ganz die Epitheta eines Wolkengottes: die bergende Wolkenhülle, der Helm des Hades, die Tarnkappe der germanischen Sage, rosseberühmt, der mit goldenen Zügeln fährt, Herr der Reichthum spendenden Wolkenwasser. Persephone, die Tochter der Demeter, ist die Tochter der regenspendenden fruchtbringenden Wolke, also eine Wolkengöttin. Persephone ist in der Unterwelt im Winter d. h. wenn es nicht fruchtbaren Regen giebt und oben im Sommer d. h. wenn die Wolke befruchtenden Regen sendet. Demeter will nicht eher die Frucht der Erde heraufsenden, als bis sie ihr Kind wieder gesehen hat d. h. bis die fruchtbare Wolke am Himmel wieder erschienen ist. Nehmem wir Persephone als Wolkenjungfrau, so wird sich auch im Anschluß an das Verhältnis zwischen Wolkenjungfrau und Gewittergott der Raub der Persephone durch Pluto erklären lassen. Wichtig ist hierbei, in welcher Verbindung das Pflücken des Narkissus mit dem Raube der Persephone steht. Sie ergriff die Blume, da spaltete sich die Erde d. h. das Berühren der Blume brachte den Erdspalt hervor. Narkissus ist die Todesblume und deshalb den Erinnyen heilig, sie ist der Demeter heilig. Der Demeter heilig ist auch der Krokos. Krokos aber gehörte unter die Blumen, die man als Verkörperung des Blitzes betrachtete. Das Motiv war hier die Farbe. Wenn wir im homerischen Hymnus (V. 428) lesen: Den Narzissus zeugte die weite Erde, wie den Krokos, so ist auch hiermit der Narkissos eine Verkörperung des Blitzes. Das Motiv war hier der betäubende Geruch. Deshalb schildert der homerische Hymnus uns auch die Gewitterblume als einen Narkissos mit 100 Dolden und solchen Dimensionen, daß er Himmel Erde und Meer mit seinem betäubenden Dufte erfüllt, wodurch wir hingewiesen werden auf die Gewitterschwüle, mit der

das erstehende Gewitter die Natur erfüllt. Die Wiese, auf der Persephone spielt, ist die Himmelswiese, wo die Gewitter aufblühen. Die Göttin Persephone ist aus der Wolke hinaus versetzt. Nachdem der Blitz als Blume appercipirt ist, schließt sich die weitere Entwicklung nur an die Blume an. Nachdem Pluto sich mit dem Blitze Zutritt zur Wolkenjungfrau verschafft hatte, verschwindet die Wolke unter der Erde d. h. Pluto eilt mit der Jungfrau davon. So verwandelt sich das Oeffnen der Wolke, ursprünglich eine Wohlthat für die Wolkenjungfrau, in einen gewaltsamen Raub.

So erscheint dem Naturmenschen alles in der Natur belebt und beseelt. Die Apperceptionsmasse, die an ihn herantritt, ist eine gewaltige und mannichfaltige. Die mächtige Einbildungskraft kombinirt nur die aus den bestimmten Naturerscheinungen hervorgegangenen Vorstellungen und ertheilt den Vorgängen und Prozessen in der Natur einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Person. Wie das reine unschuldige Kind zu seinen Eltern mit den Gefühlen der Andacht, der Verehrung und Bewunderung gleich als höheren Wesen hinauf- und emporblickt, so schaute die noch ungetrübte Seele des Menschen die Naturobjecte und die Naturerscheinungen. Auch sie flößten ihm je nach ihren verschiedenen Lebensthätigkeiten die Empfindungen der Andacht Verehrung und Bewunderung ein; er hielt dieselben für höhere Wesen, wie man auch in der Neuzeit in neuentdeckten Ländern dieselbe Wahrnehmung und Erfahrung gemacht hat und deshalb beugte er sich ehrfurchtsvoll vor dem in wunderbarer Pracht und in anmuthigem Ernste strahlenden Lichte des Mondes, vor den Gestirnen und vor der Sonne, welche mit ihren glänzenden Wunderstrahlen Natur und Menschheit belebt und erquickt. Jetzt werden jedem Objekte diejenigen Kräfte und Erscheinungen in der Natur zugetheilt, die den beiden unterscheidenden Geschlechtern am angemessensten sind. Das männlich gedachte Wesen gilt als die Ursache alles dessen, was dem Wesen und der Handlungsweise des Mannes eigenthümlich ist, das weiblich gedachte Wesen als das Prinzip alles dessen, was dem Wesen, dem Charakter und der Beschäftigung des Weibes entspricht. So gestalten sich thätige schaffende erhaltende zerstörende (als Kraft voraussetzende) Elemente in der Natur zu männlichen Gottheiten als zu der Quelle alles geistigen Lebens, während die empfangenden und gebärenden Naturelemente zu weiblichen Gottheiten emporsteigen als der Quelle alles physischen und psychischen Lebens. Nun begrüßt Sakuntala die schmachtende Mâdhavi-Pflanze, die den geliebten Amra-Baum umrankt; [19]) jetzt werden die Bäume geheiligt, die Blumen, das Rauschen der Quelle und des Flusses beseelt; jetzt wird der Arm als starkes kräftiges Element männlich, die Zunge als schwaches Wesen weiblich, das Herz als Mittel- und Centralpunkt des Menschen, als Verschmelzungselement des männlichen und weiblichen Wesens und das Wort als ein geäußertes verlautbartes Innerliches neutral. Der Blitz ist in vollem Ernst dem Naturmenschen ein „feuriger, goldgeflügelter Vogel". [20]) So wird Agni, der Feuergott der Inder, „der tropfende Funken, der starke Falke, der reine, der goldgeflügelte schnelle Vogel" [21]) genannt; ihn verehrt der Inder, zu ihm betet er, auf daß er ihn nicht verletzen soll. Aehnliche Vorstellungen finden

[19]) Grimm, Kl. Schriften, II, S. 376.
[20]) Kuhn, S. 28.
[21]) Kuhn, S. 29.

wir bei den Griechen. Wenn dort der geflügelte Blitz ein Falke oder Adler genannt wird, so verknüpft sich hiermit die gleiche Vorstellung der Griechen, die demselben Vogel, dem Adler das Amt übertragen, die Blitze dem Zeus zu tragen. Hiermit steht in Verbindung jene Wandlung der aus dem Haupte des Zeus entsprungenen Blitzgöttin Athene in einen Adler und ihr Beiname γλαυκῶπις, indem die ihr heilige γλαῦξ auf den Blitz zu beziehen ist. Beim Adler und Falken wie bei der γλαῦξ wird das Blitzen des Auges hauptsächlich zu dieser Vorstellnng geführt haben, wie ja schon in unserer Sprache „Blick" und „Blitz" in dem einen Worte blic zusammenfallen, nur daß die Schnelligkeit des plötzlichen Herniederfahrens in dem kräftigen Stoßlaute ihren schärferen Ausdruck in dem Worte „Blitz" gefunden hat.

Diese Vorstellung des Naturmenschen ist aber mit demselben Bewußtsein gedacht, wie wir heute diesen physikalischen Prozeß erklären. Wie diese dichterischen Auffassungen, so ist auch die des Blitzes als eines Vogels eine rein psychologische. Sie ist aus der Vorstellung des Naturmenschen geflossen, der sich den Blitz als den Bewohner der freien ätherischen Lüfte mit raschem Fluge gewaffnet dachte. Wir ersehen hieraus, wie die Verflechtungen und Verwickelungen der Vorstellungen in reichem Maßstabe sich häuften. So erzeugte die Vorstellung des Feuers und seiner Bereitung als der apriorischen Elemente im Bewußtsein des Naturmenschen wieder die andere Vorstellung von der Menschenzeugung.[22]) Man sah im Urwalde das Feuer durch Reibung des Holzes von Schling- oder Schmarotzerpflanzen gegen Stamm und Ast desjenigen Baumes, an oder auf dem sie wuchsen, entstehen und hielt diese Reibung als vorzugsweise geeignet zur Gewinnung des Feuers. Den gleichen Vorgang versetzte man auch an den Himmel und ließ dort das Feuer und den Erstgeborenen nach derselben Vorstellung entstehen. Dieses himmlische Feuer dachte man sich durch einen Vogel, den geflügelten Blitz, auf die Erde hinabgetragen und mit ihm zugleich den Menschen entstehen. So standen Feuer- und Menschengeburt sich fast vollständig gleich; so wurde der Feuerbringer auch zu gleicher Zeit Menschenbringer. Deshalb bringt Phoroneus außer dem Feuer sich selbst als ersten König und als ersten Menschen; deshalb ist Picus, ein Vogel und ein Feuerbringer, zugleich erster König Latiums. So gehen diese Vorstellungen der wirklichen Feuerbereitung und der Menschenzeugung in einander über, sie werden indentifizirt und so ist nach der Vorstellung des Naturmenschen die Feuerbereitung eine Menschenzeugung. Der Indentifizirung beider Vorstellungen liegt zu Grunde die der Natur entlehnte Vorstellung der Reibung, durch deren natürlichen Prozeß das Feuer wie der Mensch geboren gedacht wurde. Dieser Vorstellungsprozeß ist ein streng psychologischer. Die apriorischen Elemente, aus deren Schooße diese Kombination der Vorstellungen erwachsen, bleiben der einheitlich feststehende Lebensgrund, der einerseits auf dem Grunde der Gedächtniskraft durch Verflechtungen und Komplexionen früherer Vorstellungen mit neuen Naturobjekten uud Naturerscheinungen, andererseits auf der Basis der kombinirenden und determinirenden Einbildungskraft durch die Personen- und Geschlechtssetzung einen immer größeren und herrlicheren Ausbau erhält.

---

[22]) Kuhn, S. 70, 104, 253.

§ 5. Historischer Nachweis des allmäligen psychologischen Entwickelungsprozesses der Naturpoesie.

In jenem einheitlichen gemeinsamen psychologischen Grundsatze der Menschheit und seiner Fortentwickelung liegt zugleich begründet, daß die Gottheiten der verschiedensten Völker nachweisbar denselben Charakter tragen und auf eine einzige Grundgestalt historisch zurückweisen. [23]) Ohne eine solche psychologische Anlage der Menschheit würde eine fortschreitende Entwickelung aus gleichen Keimen zu solchen nachweisbaren Uebereinstimmungen unmöglich führen. So läßt sich die Uebereinstimmung des vedischen Gewittergottes Indra mit unserem germanischen Donnergott (altſ. Thunar, ahd. Donar, nord. Thôrr) auf das bestimmteste nachweisen. Hierbei zeigt sich zugleich die üppige Fruchtbarkeit der Naturanschauung und die allmälig fortschreitende Entwickelung des Menschen von der Natur zu Wesen geistiger Art. Beide Gottheiten bezeichneten im Anfange nur den Himmelsgott im allgemeinen. Diese Anschauung führt zurück auf die ältesten Zeiten, wo der Mensch Naturobjekte und Naturerscheinungen durch sprachliche Begriffe noch nicht zu sondern und zu scheiden wußte. Bei der allmäligen Entwicklung der Menschheit, die zunächst an der Natur und ihren Vorgängen sich bildete, wurden diese Gottheiten mit einer bestimmten Naturerscheinung, dem Gewitter, in Beziehung gesetzt; sie wurden Gewittergottheiten. Wie kindlich naiv ist aber hier noch die Auffassung! Die Wolken werden als Kühe gedacht, welche die Gottheit mit dem Blitzstrahl oder mit dem Blitzhammer (Donner) melkte und von ihrer Milch, dem Regen, trank die Gottheit. Bei den amerikanischen Völkern ist es eine weit verbreitete Anschauung, die fliegenden Wolken mit himmlischen Vögeln zu vergleichen, das Rauschen des Windes mit dem Wehen eines unsichtbaren Vogels. Die alte Sage weist uns in den weißlichen Wolken hin auf den Glauben an schwimmende Schwäne. Die Sage von dem Schwanengesange bezieht sich ursprünglich auf den Gesang dieser Wolkenschwäne im Winde. Der Todesgesang des sterbenden Wolkenschwanes war das Wehen des Windes bei der sich auflösenden weißen Wolke. [24]) Analog mit jener Vorstellung der Wolken als Kühe ist die indogermanische Vorstellung der Sonne als himmlischer Born und das Melken des Lichtes in den Lichtstrahlen. [25]) Nachdem man die befruchtende und belebende Kraft des Gewitters auf die Pflanzenwelt kennen gelernt, werden dieselben Gottheiten auch zu Spendern des Pflanzenwachsthums umgeschaffen. Da die Flüsse wiederum das Lebenselement bilden für die Pflanzenwelt, so sind sie auch dieselben Gottheiten, welche als Regengötter aus himmlischer Milch Bäche erzeugen und den Flüssen ihre Bahn und ihr Bett graben. Die öftere Beobachtung der Naturerscheinungen führte zu neuen Anschauungsbildern. Man bemerkte den Unterschied zwischen Tag und Nacht und sah die Nachtschatten, welche die Lichter des Himmels und das Gestirnlicht verhüllten, als dämonische Wesen an; man bemerkte den Unterschied zwischen

---

[23]) **Mannhardt**, S. 1—242.
[24]) **Schwartz**, Ursprung der Mythologie.
[25]) **Schwartz**, Sonne, Mond und Sterne.

Winter und Sommer und sah den Winter, durch welchen die segnende Naturkraft des Sommers gebändigt wurde, als ein feindliches Wesen an; man sah den Kampf der Natur während des Gewitters, bei welchem die Wolken die Sonne verhüllen, das Gold, den Schatz der Sonne verbergen und die Schatten der Nacht heraufführen und hielt jene Berggestalt annehmenden Wolkenburgen, in welchen der Regen zurückgehalten wurde, für feindselige Mächte. Dieser Kampf der Naturerscheinungen wird übertragen auf den Kampf jener Gottheiten mit ihren Gegnern Dämonen und berggestalteten Riesen. Beide Gottheiten gehen nach einem siegreichen Kampfe unter; beide werden wegen dieses ihres siegreichen Kampfes mit der Dämonenwelt zu Beschützern und Freunden der Menschheit erhaben. Schon hiermit ist der naturalistische Vorstellungskreis der Menschheit geschlossen. Ein neues geistig-bildendes Element hat sich herausentwickelt, aus der Naturgottheit ist eine Menschengottheit geworden. So finden wir beide Gottheiten als Kriegsgottheiten, welche die kämpfenden Geschlechter in ihren Kämpfen und Kriegen um Schutz anflehen, bis endlich beide Gottheiten auch als Todesgötter aufgefaßt werden, welche die Seelen der tapferen Männer aufnehmen in ihren leuchtenden schön glänzenden Himmel, in jenen Wolkenfels, hinter welchem ein himmlisches Lichtland als reiner Seelen Wohnsitz gelegen war.

Wie den männlichen Gottheiten, so liegt auch den weiblichen Gottheiten ursprünglich eine Naturanschauung und Naturbedeutung zu Grunde; erst hieraus hat sich die ethische Bedeutung entwickelt.

So werden die nordischen Nôrnen zunächst als Wasserfrauen gedacht. [26]) Aus einem schönen Saale, welcher unter der Weltesche (Yggdrasill) bei dem Brunnen Urdarbrunnr quillt, kamen jene drei göttlichen Jungfrauen, welche das Lebensalter des Menschen schaffen. Dies Wasser ist so heilig, daß alles, was in den Brunnen kommt, so weiß wird wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt. Den Thau, der von der Esche auf die Erde fällt, nennt man Honigfall und davon ernähren sich die Bienen. Auch nähren sich zwei Vögel in diesem Brunnen, die Schwäne heißen; von ihnen leitet sich der Name dieses Vogelgeschlechtes ab. Wir erkennen wol die naiv-kindliche Auffassung. Man glaubte alles Ernstes, daß der Honig durch die Luft als Thau vom Himmel auf die Erde falle, daß die Bienen bereits fertigen Honig einschlürften und dann mit dem Munde wieder herausgeben, während die Blumen ihnen nur das Wachs lieferten. Deshalb singt auch Ovid [27]) vom goldenen Zeitalter:

„Flumina iam lactis, iam flumina nectaris ibant,
Flavaque de viridi stillabant ilice mella.“

Jene drei Jungfrauen bezeichnen zunächst himmlische Naturgottheiten oder Wasserfrauen. Die Esche, welche mit ihren Zweigen die ganze Welt überbreitet und über den Himmel emporragt, ist ein Bild des Lufthimmels. Der Brunnen ist ein himmlischer, das Wasser desselben das himmlische Wolkengewässer. Da diese Göttinnen in so enger Verbindung mit „Baum“ und „Brunnen“ stehen, so müssen sie auch eine nahe Beziehung zum himmlischen Gewässer

[26]) Mannhardt, S. 541—606.
[27]) Metam. I, 112.

gehabt haben. Und in der That haben diese göttlichen Jungfrauen Gewalt über die Elemente, Blitz Donner Regen und Wind. Ihre Naturbedeutung erhellt noch mehr aus dem Zuge, daß sie ihr goldenes Seil unter dem „Mondessaal" d. h. am Himmelsgewölbe befestigen. Die Herrschaft dieser Nôrnen über die Naturphänomene am Himmel beurkundet die Sage auf Island, daß der Urðarmâni" (Mond der Urðr, eine der Schicksalsgöttinnen) ein allgemeines Sterben bezeichnet. Die mythologische Forschung ist aber hierbei nicht stehen geblieben. Sie hat festgestellt, daß es nicht blos 3 Schicksalsjungfrauen gegeben hat, sondern daß Nôrnen und die im Schwangewande durch die Luft fliegenden Valkyren ursprünglich dieselben Wesen waren. So sind die göttlichen Schicksalsjungfrauen zurückzuführen auf himmlische Wasser- und Wolkenfrauen, die mit dem Sturmgotte Ôdinn, dem Anführer des wilden Heeres, in enger Verbindung stehen. Er kehrt mit den Seelen in der Wolke, dem himmlischen Kinderbrunnen, ein und deshalb empfangen die göttlichen Jungfrauen den aus dem dahinsterbenden Körper als Lufthauch entfliehenden Geist bei sich und führen ihn durch das luftige Himmelsmeer hindurch in das hinter dem Wolkengewässer liegende himmlische Lichtreich. Ôdinn erlabt sich mit seinen Geistern am Wolkengewässer und deshalb reichen die himmlischen Wolkenfrauen den Seelen den Trank des himmlischen Gewässers. Die Wasserfrauen fahren an der Spitze des wilden Heeres durch Luft und Meer und deshalb führen sie Ôdinns Seelenschaar an, wenn sie auszieht.

Wir erkennen, wie man die Wolke als selbständige Persönlichkeit auffaßte und in hoher Verehrung der Natur das ganze Wolkengebilde als das hin und hergetriebene und bewegte Element zu einer weiblichen Gottheit, den himmlischen Wasserfrauen, erhob. Deshalb werden dieselben auch als Rosse bezeichnet, aus deren Mähnen Thau trieft, der in die Thäler fällt und ein fruchtbares Jahr erzeugt. Da aber hinter dem Wolkengebilde das lichte Reich der Todten gedacht wurde, deshalb erscheinen die Wolken und später als Persönlichkeit jene Wolkenfrauen auch als die Vermittlerinnen und Führerinnen der menschlichen Seelen in das himmlische Seelenreich. Hiermit aber hat bereits das Vorstellungsgebiet des Menschen eine ethisch geistige Richtung eingeschlagen und man schritt auf diesem Wege weiter fort. Bis hierher waren jene Gottheiten nur Symbole der Natur; jetzt gestalten sich die ursprünglichen Wasserjungfrauen zu freien Persönlichkeiten, die nach menschlicher Weise handeln. Wenn früher jene Jungfrauen die abgeschiedenen Seelen der Menschen nur aufnahmen, um sie schützend in das Lichtreich zu führen, so steigen sie jetzt nach der Vorstellung des Menschen, dessen Sinnen und Trachten damals hauptsächlich auf den Krieg gerichtet gewesen sein muß, hinab auf die Erde und nehmen die geschiedene Seele des Menschen schon auf dem Schlachtfelde in ihre schützenden Arme auf. Die alte Einfachheit der alten Göttergestalten genügte allmälig nicht mehr; man erkannte den Widerspruch zwischen ihnen und der Wirklichkeit. Demselben Gesetze, welches die Geschichte der Sprachen fast durchgehends aufzeigt, folgte der sich bildende Geist des Naturmenschen; er ging von dem Konkreten zu dem Abstrakten über. Man hielt die Wolke nicht mehr als die Vermittlerin zwischen dem Menschen und dem Geisterreiche, nicht mehr als eine Persönlichkeit; dennoch hielt man die nun einmal vorhandene Persönlichkeit in ihrer letzten schon ethischen Bedeutung noch fest und dehnte ihr Gebiet aus in die freie menschliche Sphäre. So geschah es denn, daß die früheren Wasserjungfrauen jetzt Personifikationen des Krieges wurden und einzelner Situationen in demselben. Auch diese Umwandlung

vollzog sich erst allmälig, wie wir es deutlich an den Namen ersehen, welche die nordischen Lieder diesen Jungfrauen beilegen. Die ersten dichterischen Benennungen weisen noch zu lebhaft auf ihre konkrete persönliche Gestalt hin, wie: die Speere Werfende, die Lanzennährende, die Donnernde, die im Kampfe Vordringende, die mit dem Speere Hervorragende, die Tosende. Aus dem konkreten Gebiete der Anschauung tritt man nach und nach heraus und geht schon zu abstrakten Vorstellungen über in den dichterischen Ausdrücken: Heeresfessel, die Hochragende, Zauberische. Endlich erscheinen sie als Personifikationen des Krieges in den dichterischen Epitheten: Erschütterung, Kampf, Wut der Schilde, Beilalter. Hierbei ist aber der Vorstellungskreis des Naturmenschen noch nicht geschlossen. Aus der Vorstellung, daß die menschliche Seele in dem Wolkengebilde Aufnahme findet, knüpfte sich bald der Gedanke, daß die darin weilenden göttlichen Wolkenfrauen auf das Leben des Menschen unmittelbaren Einfluß ausüben. Denn bei dem Tode bekundet sich am deutlichsten das Schicksal des Menschen und wird zuerst das Bewußtsein einer höheren Macht hervorgerufen, welche auf das menschliche Leben und Wirken den entschiedensten Einfluß übt. So werden die früheren Wasserjungfrauen, die späteren Seelenführerinnen und Kriegsgöttinnen zu Göttinnen des Todes. Auch diesem Gedanken liegt eine der Natur entlehnte Vorstellung zu Grunde.

Wir haben die Wolkenfrauen schon kennen gelernt als Göttinnen, welche über die Elemente wie Blitz und Donner ihre Herrschaft ausdehnen. Aus der Vorstellung der schwarzen dunklen Gewitterwolke, welche die Gegend mit den Schatten der Nacht überzieht, entzauberte sich das Bild des Todes. Die Nacht und das durch dieselbe über die Natur sich ausbreitende schwarze Dunkel, dies sind die apriorischen Vorstellungen, welchen obiger Gedanke zu Grunde liegt, jene Momente, welche die Seele des Naturmenschen an die Finsternisse des Todes mahnten. Wie die dunkelschwarzen Wolken das Auge der Natur umdüstern, so umflort der Tod das Auge des Menschen; wie die Finsterniß der Nacht das lebendige heitere Licht des Tages erlischt und das Gefühl der Hilflosigkeit und Schwäche in dem Menschen wach ruft, so erlöschen die Finsternisse des Todes die heiteren Freuden des Lebens und die Schrecken des Sterbelagers mahnten den Naturmenschen ob seiner Hinfälligkeit und Hilflosigkeit an ein höheres Wesen, das in die Geschicke der Menschheit tief eingreift und hiermit erkannte man den Tod in seiner Naturnotwendigkeit; man hielt ihn als den Ausfluß eines allgemeinen Schicksals. Aus dem Bewußtsein dieser Vorstellung ergab sich zugleich, daß die Göttinnen des Todes auch Göttinnen des Schicksals wurden. Zu diesem letzten Gedanken regte aber auch wieder eine Naturerscheinung an. Die dunkelschwarze Gewitterwolke schwebt oft eine Zeit lang Verderben drohend über Menschen und über reichliche Frucht verheißende Fluren; plötzlich entladet sie sich und wirkt mit ihren herabströmenden Wasserfluten und mit den aus ihr hervorbrechenden Feuerstrahlen mörderisch auf Fluren und Menschen. Auf Grund dieser allgemeinen öfters wiederkehrenden Naturerscheinung als apriorischer Vorstellungen entwickelte sich bei dem Naturmenschen der Gedanke an das unvorhergesehen eintretende Ende des menschlichen Lebens, an den plötzlichen Tod. Vergeblich forschte der Naturmensch nach einer wirkenden Ursache auf Erden; endlich fand er dieselbe über der Erde bei den in der Wolke schwebenden und webenden himmlischen Frauen. So werden die ursprünglichen Wolkenfrauen zu Göttinnen des Schicksals und des Todes. In dem Zeitalter Homers sind gemäß derselben Anschauung die griechischen

Kêren hauptsächlich Göttinnen des gewaltsamen Todes; sie sind aus der Nacht, wodurch wir an ihren natürlichen Ursprung erinnert werden, als unheilvolle Göttinnen jetzt geboren, wie man zu Hesiods Tagen dichtete. Von der Vorstellung des Todes richtete man nun seinen Blick naturgemäß auf den Anfang des menschlichen Daseins. Man erkannte, daß Beginn und Aufhören in einer Hand liegen, ein Ausfluß ein und derselben Macht sind. Deshalb erweitert sich jetzt die Wirksamkeit und Sphäre der göttlichen Frauen. Nicht mehr auf den Tod allein erstreckt sich dieselbe, sondern auch auf die Geburt des Menschen und somit auf das ganze menschliche Dasein von der Wiege bis zum Grabe. Nun wird jedem, der gewaltsamen Todes sterben soll, bei der Geburt schon eine eigene Kêr zugetheilt, die ihn zur bestimmten Zeit ereilt.[30]) Klôthô, die Spinnerin, trat auf, welche schon bei der Geburt jedem Menschen das Geschick vorausbestimmte; die geburtshelfenden Nôrnen der nordischen Völker jedoch mußten als holde Mächte erscheinen; sie erscheinen schicksalsschaffend, sie bestimmen das Lebensglück des Menschen. Wie aber jene Schicksalsgöttinnen Einfluß haben auf die Geburt und den Tod des Menschen, so haben sie auch naturgemäß unmittelbaren Einfluß auf den dritten wichtigsten Augenblick im Leben des Menschen, wo er zur Gründung eines eigenen Heerdes schreitet. So werden jene Schicksalsgöttinnen, jene Göttinnen der Geburt und des Todes, auch zu Göttinnen der Hochzeiten. Deshalb finden wir die Nôrnen auch bei Hochzeiten zugegen und die Bräute pflegten außer der Hêra τελεία und der Artemis auch den Nôrnen zu opfern. Aus diesen drei Hauptmomenten des menschlichen Lebens ist die bald ursprünglich erwähnte Dreizahl der göttlichen Jungfrauen hervorgegangen; jetzt erst, nachdem die Dreiheit sich herausgebildet hatte, überkamen alle Nôrnen die Macht über das Schicksal im allgemeinen.

Doch auch hiermit war der Vorstellungskreis des Naturmenschen noch nicht geschlossen. Wir befinden uns schon in einer Zeitperiode, die aus dem der Natur entlehnten Vorstellungsgebiete herausgetreten ist und einen vorwiegend ethisch-geistigen Charakter angenommen hat. Es zeigt sich überall jetzt das Streben, die gediegene plastische Gestalt der früher in der Natur befangenen Menschheit zu vergeistigen. Dieses Streben hat die ursprünglichen Wolkenfrauen ihrer Natur entkleidet; auch die ihnen beigelegte Persönlichkeit findet sich später dadurch abgeschwächt, daß sie bereits in den Kreis der Abstraktionen hineingezogen werden. Man hielt den Tod als Naturnotwendigkeit, als den Ausfluß eines allgemeinen Schicksals und hieraus entwickelte sich das unpersönliche Schicksal des Menschen im allgemeinen und das einem jeden zugefallene Lebensloos im besonderen. Darum vertritt schon häufig im homerischen Zeitalter den Platz der lebendigen Göttin das unpersönliche allgemeine Schicksal des Menschen. Trotzdem bildet noch immer die Personensetzung das Hauptmoment in der Seele des Naturmenschen. Man war jetzt soweit vorgeschritten, daß man eine höhere einheitliche Weltordnung erkannte, der alles Entstehen und Leben auf Erden und im Himmel, hauptsächlich die Lenkung des Menschenlebens unterliege. Früher beugte sich die Menschheit vor Naturmächten als gewaltigen überirdischen Kräften, die über sie nach Gutdünken und Willkür verfuhren; jetzt mit der Ausbildung der Staats- und Rechtsverhältnisse glaubte das Volk, daß, wie es mit seinen Fürsten sich versammelte, um gemeinschaftliche Angelegenheiten zu berathen, so auch die Götter

[30]) Il. 23, 79.

gemeinsame Versammlungen hielten, in welchen dem Menschen nach Urteil und Recht das Schicksal zugetheilt wird. Und da ist es nun charakteristisch, daß, während bei allen deutschen Völkern die Frauen von gerichtlichen Handlungen ausgeschlossen sind, dennoch das deutsche Volk Frauen, den Nôrnen, das Urteileramt am Göttergerichte anvertraute. Hieraus geht klar hervor, daß die Nôrnen schon Lenkerinnen des Schicksals waren, ehe die menschlichen Rechts- und Staatsverhältnisse in dieser Weise geordnet waren und somit dieselben auf die göttliche Weltregierung übertragen werden konnten. Da diese Rechtsordnung später eintrat, so konnte man die Nôrnen als Leiterinnen des Schicksals nicht mehr beseitigen; sie wurden ohne Rücksicht auf den Widerspruch mit den menschlichen Rechtsverhältnissen in die neue Götterordnung, in die neue göttliche Weltordnung miteingefügt und so kam es, daß im Gegensatz zu der deutschen Rechtsordnung die deutsche Seele Frauen, den Nôrnen, Theilnahme ließ am Göttergericht und dieselben Urteilerinnen bei demselben wurden.

Eine weitere Entwickelung des menschlichen Vorstellungskreises erfolgte in einer noch späteren Periode. Auch diese Erweiterung beruht auf einer Naturerscheinung. Wir haben die Schicksalsjungfrauen und Urteilerinnen beim Göttergericht ursprünglich als Wolkenfrauen und dann als Symbole und Personifikation der dunkelschwarzen Gewitterwolke kennen gelernt. Aus der Vorstellung der schwarzen Wolke entstand die Vorstellung der dunkeln Nacht und hieraus entwickelte sich der Uebergang von der dunkeln Nacht zu dem hellen Lichte des Tages. So leitet sich hieraus der Begriff der Zeit ab. Die Natur lehrte die Eintheilung der Zeit und Vergangenheit Gegenwart und Zukunft. Eine Art natürlicher Notwendigkeit lehrte den Menschen, auch diese wirklichen Mächte, die er in der Natur um sich her sah und merkte, nicht zu generalisiren und nach abstrakten Namen zu nennen, sondern sie zu Personen zu erheben. Da aber unsere Altvordern nach Nächten und nicht nach Tagen zählten, da an die Nacht sich mithin der Begriff der Zeit band und die Wiederkehr der Nächte den Gedanken der Vergangenheit Gegenwart und Zukunft rege machte, da die Naturnotwendigkeit, die über der Welt waltet, das Schicksal, das über das Leben des Menschen sich ausspannt, sich in der Zeit nach ihrer dreifachen Beziehung vollzieht; so war es ganz natürlich, daß auch jene drei Schicksalsgöttinnen als Göttinnen der drei getheilten Zeit galten, der Vergangenheit Gegenwart und Zukunft. So haftete die Vorstellung des Naturmenschen noch fest an den lebendigen Göttergestalten und erst durch das Stadium der konkreten Persönlichkeit gelangte man auf den Weg der Abstraktion.

Es erleuchtet aus dieser Entwickelung zugleich das Wesen der Naturpoesie und ihr Fortschritt, der uns hauptsächlich in den sagenhaften Dichtungen der Völker aufgeschlossen wird. Zunächst ist die Anschauung des Menschen auf die Naturgegenstände und Naturerscheinungen gerichtet, ohne ihre Bedeutung, den Nutzen und Schaden derselben erkannt zu haben. Allmälig erweitert sich mit seinen Erfahrungen sein Vorstellungskreis. Die Wiederkehr derselben Erscheinungen prägt sich scharf seiner Seele ein und so klären sich schon seine Vorstellungen nach jener praktischen Seite hin. In seiner Seele liegt aber tief begründet das Gottesbewußtsein und dieses, zuerst in einer einheitlichen Form aufgefaßt und immer wiederkehrend bei den verschiedensten Völkern und ihrer obersten und höchsten Gottheit, der alle übrigen göttlichen Geister untergeordnet sind, löst sich allmälig bei der mächtigen naturalistischen

Richtung der Menschheit in verschiedene einzelne Formen auf. Dies ist jene Zeit, wo die verschiedenen Naturerscheinungen als Gottheiten aufgefaßt werden. Anfangs wird die Wolke d. h. das Wolkengebilde als das Gehäuse des himmlischen Wassers, also das Naturphänomen als eine Gottheit aufgefaßt; sie wird zur Persönlichkeit, wenn auch zu einer unfreien, zu einem gleichsam mechanischen Individuum. Bei der weiteren Entwicklung verbinden sich mit jenen Naturerscheinungen ethisch geistige Momente; daher verbindet sich mit dem Wolkengebilde die Vorstellung des hinter demselben gelegenen Licht- und Seelenreiches. So werden die Wolkenjungfrauen Seelenführerinnen, Beschützerinnen der Menschen auf dem Schlachtfelde, Göttinnen des Todes, des Schicksals und endlich der dreigetheilten Zeit. So ist das Symbol „ein äußeres sichtbares Zeichen, an welches sich eine geistige Regung, Gefühl oder Gedanke knüpft. Diese Anknüpfung an das Zeichen war, wo sie stattfand, dem Volke natürlich und notwendig und sie geschah unwillkürlich und in diesem geglaubten realen Zusammenhang des Bezeichneten und des Zeichens hat das Symbol sein Wesen." „Die Natur wird in durchaus enger Verbindung mit dem Menschen erfaßt und die geistigen Prinzipe beider als identisch und homogen; ja der Mensch erscheint wie in echter Identitätsphilosophie oft nur als ein besonderer abhängiger Naturgeist. Es geht daraus eine dämonische Betrachtung der Natur und des ganzen Lebens hervor, die, durch die überwiegende Aufklärung verdrängt, später nur noch als Aberglauben fortbesteht.[31]) Sobald aber der Mensch die Falschheit seiner Vorstellungen und Beziehungen erfaßt hat, so erhält derselbe Name eine andere Bedeutung, einen andern Inhalt zwar, der aber anfangs immer noch auf dem konkreten Gebiete umherschweift, bis allmälig abstrakte Begriffe wie Tod Schicksal Vergangenheit Gegenwart Zukunft sich herausbilden, die aber in ihrer Grundlage und in ihrem gleichsam versteinerten Kern mehr oder weniger Züge enthalten, die an die ursprüngliche Naturgebundenheit der Menschheit erinnern.

Wir haben entwickelt, wie der Mensch auf Grund der durch die Anschauung erwachsenen apriorischen Vorstellungen immer weiter fortbaut, wie bei dieser Entwickelung die Natur als der Lieblingsgegenstand und Lieblingsaufenthalt des Naturmenschen leitende und stützende Hand desselben wird, wie der Mensch den Naturgegenständen und Naturerscheinungen Persönlichkeit mit scharf gesondertem Geschlecht verleiht, wie Liebe, Bewunderung und Verehrung zu der Natur als einem überirdischen höheren erhabenen Wesen ob ihres Glanzes und ihrer Schönheit den Naturmenschen erfüllen und wie endlich auf Grund der kombinatorischen und determinirenden Einbildungskraft immer mehr die Vorstellungen sich verflechten, die eine Vorstellung immer eine andere erzeugt, die als aus dem nämlichen Grunde erwachsen wie die frühere folgerecht auch mit jener früheren identisch aufgefaßt wird. Sonach ist die Naturpoesie nur ein organisch-psychologischer Entwickelungsprozeß des bildenden und dichtenden menschlichen Geistes. Sie entstand aus dem Bedürfnis des Naturmenschen, seine durch die Anschauung der Naturgegenstände und Naturerscheinungen erzeugten Vorstellungen, sein Inneres nach außen hin zum Ausdruck und Verständnis zu bringen, in ein rhythmisch melodisch sprachliches Gewand zu kleiden.

---

[31]) Otfr. Müller, Prolegomena zu einer wissenschaftl. Mythologie, S. 258, 269.

§ 6. Rückblick und Schluß.

Die Untersuchung über den Ursprung und die Entwicklung der Naturpoesie hat sonach folgenden Gang eingeschlagen.

Wir zeigten zuerst verschiedene Ansichten über den Ursprung der Poesie. Diese Ansichten trugen theils einen übernatürlichen oder transcendentalen (in der ältesten Zeit), theils einen immanenten in der Fantasie des Menschen begründeten (in der Neuzeit), theils einen realistischen oder naturalistischen Charakter (jüngste Ansicht). Alle drei Ansichten sind einseitiger Natur. Die ältesten Dichtungen der verschiedensten Völker bewegen sich in kräftigen Naturbildern. Diese einheitliche unbestreitbare Thatsache führt auf den gemeinsamen Ursprung aller Naturpoesien zurück und hiermit auf ein gemeinsames psychologisches Gesetz. Das Alterthum weist uns in der Blütezeit seines geistigen Denkens durch seine hervorragendsten Geister auf dem Gebiete der Philosophie, durch Plato und Aristoteles, welche einerseits die Kunst als eine Schöpfung gemeinsamen Denkens bezeichnen und andererseits die Poesie als Naturnachahmung auffassen, auf den wahren Ursprung der Naturpoesie hin. Wir fanden in der weiteren Entwicklung, daß alle schaffende Thätigkeit des Menschen in einem rein psychologischen Vorgange der menschlichen Natur, in der Einheit des menschlichen Bewußtseins ihren gemeinsamen Ursprung hat. Der Akt und Prozeß der menschlichen Vorstellungsbildung, der darin besteht, daß in unserer Seele auf Grund früherer apriorischer Vorstellungen (als der Grundvorstellungen) neue aposteriorische Vorstellungen erzeugt werden, ist ein Akt psychologischer Notwendigkeit und ein allgemein psychologisches Gesetz. Dieser Akt der Vorstellungsbildung war zunächst ein einfacher. Der Mensch unterschied die Anschauungsgegenstände nur als ein Ganzes von anderen Objekten; der sprachliche Ausdruck trug somit auch hier die primärste einfache Form. Allmälig häufen sich die Anschauungsgegenstände und es erweitert sich somit der Vorstellungskreis des Menschen. Auf Grund der apriorischen Vorstellungen entfaltet sich durch neue Anschauungen die früher noch ungegliederte, nur als Ganzes begriffene Vorstellung durch Verbindung adäquater Vorstellungen zu einer schon entwickelteren reiferen Gedanken- und Sprachform. Hiermit gelangten wir zu der zweiten komplicirteren Stufe der Vorstellungsbildung und somit zu dem springenden Punkte, von wo aus die Naturpoesie zu ihrer Höhe sich herausbildete. Auf dieser Stufe befand sich die damalige Menschheit noch in dem Kindheitsalter, in dem engsten Verbande und Anschlusse an die Natur. So hat die Naturpoesie ihren Ursprung in einem Prozesse des geistigen Lebens, der dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsam ist und in früheren apriorischen in der Seele niedergelegten Vorstellungen wurzelt.

Nachdem wir auf diese Weise die Naturpoesie in ihren noch rohen Anfängen kurz beleuchtet hatten, zeigten wir ihre weitere Fortentwicklung, die an der Hand der Mutter Natur durch Personen- und Geschlechtssetzung zunächst sich uns vor Augen stellt. Die Sonne und der Mond, der Donner und der Blitz, alles dies wurde vom Naturmenschen als belebtes Wesen, als Person aufgefaßt. Durch die Verschiedenheit der appercipirten Masse ward bedingt die großartige Mannichfaltigkeit der Anschauungen. Hierzu tritt als weiterer Entwicklungsfaktor die kombinirende und determinirende Einbildungskraft, die den verschiedenen

Naturerscheinungen Ort Zeit und den bestimmten persönlichen Charakter anweist. Hierdurch gelangte die Naturpoesie zu ihrer hohen Blüte. Ihren Fortschritt zeigten wir bei den verschiedenen Mythen vom Gewitter bei den Indern Griechen und Germanen. Ursprünglich sah man im Gewitter das Walten Eines mächtigen Gottes, dann gestaltet sich aus der Anschauung des Gewitters der Kampf zweier feindlichen Mächte heraus. Hieran lehnen sich die naturpoetischen Anschauungen: Die Wolken werden als Berge und Grotten gedacht, als riesengroße Schlangen und als Eber, die Donnerwolke als Roß, der Donner als der Hufschlag des Rosses, die im Winde getriebene Wolke als die Geschwindigkeit des Rosses, der Blitz als Lanze, als Hauer des Ebers, als Fackel, ja auch als Blume, das Naß der Wolken als das schatzreiche Gut, als das Meer der Schätze, die Wolken- oder Bergdämonen von den Germanen als Bergriesen. Aus der Naturanschauung bildet sich eine Anschauung ethischer Natur, welche die Naturpoesie in ihr Reich aufnimmt. So entwickelt sich aus der Naturanschauung des Gewitters die Poesie von Perseus und Andromeda mit weiterer Hinzufügung der Motive, die Poesien in Bezug auf die Unterwelt und das Todtenreich. Die Windgötter der Vedas, die Maruts, sind die Seelen der Verstorbenen. Hiermit steht in Verbindung die Poesie von Demeter und Persephone wie der Raub der Persephone durch Pluto. Wir wiesen dann hin auf die allmälige Herausbildung männlichen weiblichen und sächlichen Wesens und auf den Charakter desselben im allgemeinen. So finden wir besungen die schmachtende Mâdhavi-Pflanze und den geliebten Amra-Baum. Infolge der Verflechtungen und Verwicklungen früherer Vorstellungen mit neuen auf dem Boden der menschlichen Gedächtnißkraft, infolge der Personen- und Geschlechtssetzung auf dem Grunde der kombinirenden und determinirenden menschlichen Einbildungskraft hatte die Naturpoesie bereits eine hohe Entwicklungsstufe erreicht. Wir zeigten noch kurz, wie bei dem Naturmenschen aus der Vorstellung der Feuerbereitung sich die Vorstellung der Menschenerzeugung herausbildete und beide Akte, die Feuerbereitung und die Menschenerzeugung, von ihm als identisch aufgefaßt wurden. Die Naturpoesie jedoch hielt nicht stets die Naturrichtung inne; in ihrem späteren Fortschritt schwang sie sich hinauf bis zu der ethisch geistigen Auffassung. Auch hier auf dieser höchsten Stufe der Naturpoesie läßt sich ihr einheitlich gemeinsamer Boden, der in der geistigen Anlage der Menschheit besteht, auf das genaueste nachweisen, da dieselbe in ihrer Fortentwicklung eine auf der Wiederkehr der nämlichen Naturerscheinungen begründete Uebereinstimmung bei den verschiedensten Völkern beurkundet. So zeigt sich eine übereinstimmende Entwicklung des vêdischen Gewittergottes Indra und des germanischen Donnergottes Donar. Beide waren anfangs nur Himmelsgötter im allgemeinen, dann wurden sie Gewitter-Gottheiten, bis sie durch verschiedene Naturstufen hindurch aus dem Grabe des naturalistischen Vorstellungskreises der Menschheit und aus ihrem Tode neu erwachten und erstanden als schützende Kriegsgottheiten und als freundliche zu neuem Lichte und seligem Leben führende Todesgötter. Die fortschreitende Entwicklung und Reife jedoch des menschlichen Geistes in der Naturpoesie von ihren Naturanfängen bis zu ihrer höchsten geistigen Blüte tritt im großartigen Maßstabe zu Tage an den nordischen Nörnen. Auch ihnen liegt die ursprüngliche Naturrichtung zu Grunde; erst hieraus entwickelte sich ihre ethisch geistige Bedeutung. Ursprünglich himmlische Wasser- und Wolkenfrauen, werden sie Führerinnen der menschlichen Seelen in das hinter dem Wolkengewässer liegend gedachte lichte Seelenreich; bei noch höherer Bildungsstufe

der Menschheit Beschützerinnen der Menschen auf dem Schlachtfelde, Göttinnen des Todes, des Schicksals und endlich der dreigetheilten Zeit.

Der Kampf im Innern des Bewußtseins, wo Massen von Vorstellungen anderen Massen von Vorstellungen sich gegenüberstellen, bildet den Inhalt der Entwicklungsgeschichte der Naturpoesie. Es ist ein Seelenkampf. Der Geist herrscht, die Materie wird beherrscht. Der Stoff wird durch die geistige Thätigkeit geformt. Theils aus dem Stoffe, theils aus seinem Wesen heraus bildet der Geist sich bestimmte Vorstellungen. Neue Vorstellungen entstehen allmälig, wobei der frühere Inhalt ganz beseitigt oder doch umgeändert werden muß. Dies erfordert einen langen Kampf und eine große Geistesarbeit. Die langjährige Gewohnheit hat die Verbindung vieler Vorstellungen befestigt; ehe der Kreis dieser gleichsam heimischen Vorstellungen durchbrochen wird, bestehen die früheren Vorstellungen im Widerspruch gegen den neuen Ideenkreis fort. Die Namen, die Bilder, einst lebendig und noch immer im Munde des Volkes fortlebend, sind nichtig und bedeutungslos. Wörter und Namen werden umgebildet, übertragen auf andere Personen und in die Poesie eingeführt. Der größte Umschwung in der Entwicklung des menschlichen Geistes wird durch das Wörtchen „Wie" bezeichnet. Dieses Wie kennen die Veden und die Griechen nicht. Wem Eos noch eine schöngelockte herrliche rosenfingerige Göttin ist, die stets rüstig sich schon zeitig von ihrem Lager erhebt und ihre Rosse Lampos und Phaëthon anschirrt, um dem Sonnengotte auf freurigem Wagen vorauseilend den Tag zu verkündigen, die den herrlichen Orion raubt und den schönen Tithonos sich holt, um sie zu ihrem Gemahl zu machen, also ein bewußtes Wesen ist, der ist in seiner Anschauung von unserem Standpunkte aus kindlich. In jener Form der Vergleichung und des Gleichnisses aber bewegt sich die Kunstpoesie. Auf Grund dieser Auffassung findet die Thatsache ihre Erklärung, daß der Dichter der Kunstpoesie wie Heine den Fichtenbaum träumen, die Palme schweigend trauern lassen kann und Rückert in seinem epochemachenden „Liebesfrühling", worin, wie Schenkel[32]) sagt, „in fast zahllosen Bildern sich des Dichters innerstes Geistes- und Seelenleben, das Leben seines stillen Hauses, wie das Leben großer Völkerfamilien im ungetrübtesten Glanze" spiegelt, die Blätter von ihren Flächen schön sprechen lassen und eine Vermählung zwischen Blume und Strahl schließen lassen kann, auf der ein ewiges Geschick ruht. Wir fühlen die großartige Entwicklungsstufe der Kunstpoesie von ihren Anfängen bis zu ihrem Höhepunkte, wo der Dichter, obwohl er den neuen Inhalt und jene inhaltlichen Vorstellungen als nicht mehr adäquat kennt, dennoch mit der Personensetzung den alten Inhalt denkt und deshalb auch die alte mythische Sprachform gebraucht. Der Gegensatz aber zwischen Natur- und Kunstpoesie liegt auf dem Unterschiede der Kultur begründet. Sobald die Stände infolge ihrer Macht und ihres Besitzes wie der Bildung sich von einander trennen, beginnt die Naturpoesie eine verwickelte Form anzunehmen. Immerhin bleibt aber die Kunstpoesie so lange ausgeschlossen, bis ein Volk aus dem idyllischen Naturzustande politischer religiöser und sozialer Unschuld heraustritt.

Diese wegen Mangels an Raum noch bedeutend verkürzte Abhandlung bildet nur eine Vorarbeit zu einem größeren Werke, welches der Verfasser je nach der Zeit, welche seine amtlichen Geschäfte beanspruchen, bald zu veröffentlichen gedenkt.

---

[32]) Schenkel, Deutsche Dichterhalle, 2. Bd. S. 416.